



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Grube, Wilhelm: Briefe aus China. II.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wird dadurch die Verwendung der Beamten nur nach Befähigung, Kenntnissen und Leistungen erschwert oder vereitelt. Infolge dieser Scheidung gelten nun manche Geschäftszweige in den Beamtenkreisen als nicht vornehm. Es handelt sich dabei um recht wichtige Geschäftszweige: z. B. Steuer- und Schulsachen, den Bezirksausschuß, das Rassenratsbezernat, das Militärdepartement, das Schiedsgericht für Arbeiterversicherung u. dgl. Niemand will mehr auf diesen Geschäftsgebieten tätig sein und jeder strebt danach, ihnen zu entgehen. Gesucht sind dagegen besonders das Polizei- und das Kommunalbezernat, denn diese Angelegenheiten unterstehen dem Ministerium des Innern, in dem auch über das persönliche Schicksal der Beamten entschieden wird. Eine Fronte des Schicksals ist es übrigens, daß man manche jener allgemein gering geschätzten Geschäftszweige und Dezernate mit einem besonderen Glanz umgeben mußte, um die unglückselige Erfindung der „gehobenen“ Stellen durchzuführen zu können. Ich werde auf diese Einrichtung noch zurückkommen.



Briefe aus China

Von weiland Professor Dr. Wilhelm Grube-Berlin

II.

Peking, 15. Sept. 1897.

An meine Schwester.

. . . Da es jetzt angenehm kühl ist, arbeite ich täglich vier bis fünf Stunden mit meinem Chinesen und dann noch für mich allein, und ich kann wohl sagen, daß ich noch nie ein solches Glück in der Arbeit, im freien, durch keine äußeren Hindernisse gehemmten Forschen gekannt habe. Dreimal glücklich sind diejenigen, denen solches ihr Lebenslang beschieden ist — und nur wer dieses Glück wie ich sein ganzes Lebenlang entbehren mußte, weiß es voll zu würdigen. Ich befaße mich jetzt ganz speziell mit den Peking-er Volksbräuchen*) und habe an meinem Lettré für dieses Gebiet gerade den rechten Mann gefunden. Jeder Tag bringt mir neues, und ich komme mir oft vor wie ein kalifornischer Goldgräber, von der fehlenden Romantik abgesehen. . . .

*

*

*

Peking, 30. Sept. 1897.

An meinen Bruder Carl.

Lieber Carl!

Erst heute komme ich zur Beantwortung Deines lieben Briefes, für den ich Dir auch in Lillys Namen herzlich danke.

*) Aus diesem Studium ist Grubes Werk „Zur Peking-er Volkskunde“ (Veröffentlichungen aus dem Königl. Museum für Völkertunde Bd. VII, 1901) erwachsen.

Solange wir in Ta-chiao-ffe waren, lebte ich ganz meinem Studium und behielt dadurch für Brieffschreiben wenig Zeit übrig; daher mußt Du mir schon meine Saumseligkeit zugute halten. Wie nicht anders zu erwarten war, bietet mir der Aufenthalt in China so mächtige Anregung nach den verschiedensten Richtungen hin, daß es mir oft schwer wird, mich zu konzentrieren. Wie ich Dir, glaube ich, schon geschrieben habe, gehe ich in erster Linie darauf aus, die Peking'schen Volksbräuche zu studieren, durch die überhaupt erst eine intimere und der Wirklichkeit entsprechende Anschauung der Lebensauffassung und Denkweise dieses eigenartigsten aller Kulturvölker zu erlangen ist. Zum Glück habe ich für diesen Zweck in meinem Lettré die denkbar geeignetste Persönlichkeit gefunden und bereits eine reiche Fülle interessanten, zum größten Teile völlig unbekanntem und daher verwertbaren Materials gesammelt. Ich lasse den Mann in seiner Weise alles erzählen, was er über den Gegenstand weiß, und schreibe mir, was er mir chinefisch vorträgt, nahezu Wort für Wort deutsch nieder. Auf diese Weise erhalte ich ein anschauliches und dabei ziemlich vollständiges Bild des chinefischen Lebens, wie sich's in seinen typischen Erscheinungsformen von der Wiege bis zur Bahre abspielt. Ich wundere mich, daß keiner vor mir hier in Peking auf diesen doch recht naheliegenden Gedanken verfallen ist. Es gibt vielleicht kein zweites Volk, dessen Lebensäußerungen auf allen Daseinsgebieten derart durch zahllose kodifizierte Vorschriften eingeengt und in feste, unverrückbare Grenzen gezwängt wäre, wie das chinefische. Daher der marionettenhafte Zug in seiner ganzen Art zu sein und sich zu geben, daher so oft gänzlicher Mangel wirklicher Individualität des Einzelnen, während es vielleicht keine zweite, so charakteristisch und scharf geprägte Volksindividualität gibt, wie gerade die chinefische. Ein solches Volk soll entweder auf Grund eingehender Kenntnis oder gar nicht beurteilt werden. Ein Buch wie das Dbrutschew'sche schadet im ganzen mehr als es nützt, denn es ist unverantwortlich leicht und oberflächlich belletristisch. Der Mann ist sich ja nicht einmal über das klar, was er mit eigenen Augen gesehen zu haben behauptet. Erzählt er doch z. B., daß der schlafende Buddha im Tempel Wo-fo-ffe, den wir neulich auch besucht haben, eine stehende Figur sei, die nur einfach umgestülpt worden, während sie in recht guter Ausführung den Buddha in liegender Stellung, auf den rechten Ellenbogen gestützt, darstellt. Um das zu sehen, bedarf es wahrlich keiner Vorstudien!

Mich erinnern die Chinesen in vielen Stücken an die Russen: sie haben eine außerordentlich rasche Auffassungsgabe, sind dabei unzuverlässig und finden, ganz wie der russische Bauer, eine brutale Behandlung selbstverständlich und in der Ordnung; wie die Russen, sind auch sie konsequente Fatalisten, und ihr Verhältnis zu ihrem Beamtentum bietet auch viele Vergleichspunkte mit den russischen Zuständen. Was die Unsauberkeit betrifft, so bin ich mir noch nicht ganz klar darüber, wem die Palme gebührt — ich glaube jedoch den Russen. Wenigstens sind wir auf unseren bisherigen Ausflügen oft überrascht gewesen, wie verhältnismäßig sauber die Nachtquartiere doch meist waren. Soweit Unterschiede

zwischen beiden Nationen in Betracht kommen, dürften diese wohl in vielen Beziehungen den Chinesen zum Vorteil gereichen. Der chinesische Bankier steht noch immer im Rufe musterhafter Ehrlichkeit. Der Fleiß, die Ausdauer und die Nüchternheit der Chinesen sind sprichwörtlich, und mit Recht. Die hierzulande bekanntlich nicht ganz leichte Kunst des Lesens und Schreibens ist ungleich weiter verbreitet als in Rußland. Als ich auf unserem Ausfluge nach dem Po-hoa-shan in einem Tempel eine Inschrift kopierte, stand einer der Kulis, die Lilys Stuhl trugen, dabei und als ich ein stark verwittertes Zeichen (das beiläufig bemerkt, durchaus kein ganz gewöhnliches war) nicht auf den ersten Blick zu entziffern vermochte, kam er mir darin zuvor, indem er das Zeichen mit dem Finger auf den Stein schrieb. Überhaupt fiel mir bei diesen einfachen Tagelöhnern und unserem übrigen Dienstpersonal auf, wie sehr sie sich für historische Denkmäler, besonders Inschriften interessierten. Im Tempel Pi-yün-se bewunderte ich eine herrliche Cloisonnévase; der Ma-fu (Groom) von Herrn v. P. musterte sie ebenfalls mit Kennerblick, und als ich dann die Vermutung aussprach, daß sie aus der Zeit der K'ien-lung stamme, meinte er, sie werde doch wohl noch älter sein und vermutlich aus der Zeit der Ming-Dynastie herrühren. Der Mann wußte auch ganz genau, daß der Tempel während der Ming-Dynastie erbaut und später unter K'ien-lung restauriert worden war.

Noch eine charakteristische Episode muß ich Dir erzählen. Als wir nämlich von Ch'a-tao nach Nan-fou zurückritten, ging mein Maultier mit mir durch, so daß ich schon zwanzig Minuten vor den übrigen am Ziele angelangt war. Ich hatte mich eben im Hofe der Karawanserei auf eine Bank gesetzt, als ein Chinese mit einem Buch in der Hand auf mich zutrat und mich bat, ihm über einige Fragen Aufschluß zu geben. Das Buch erwies sich als eine englische Grammatik in chinesischer Sprache, und die erbetene Auskunft betraf den Lautwert der englischen Buchstaben. Natürlich tat ich ihm mit Freuden den Gefallen. Am nächsten Morgen überbringt mir einer der Diener ein Schreiben des Gastwirts, adressiert an S. Erzellenz Herrn Ko (so lautet mein Name chinesisch), in welchem er mir in höflicher Weise mitteilt, keine Bezahlung von mir annehmen zu wollen. Auf's höchste erstaunt, frage ich, was das zu bedeuten habe, und höre nun, daß mein wissensdurstiger Interpellant eben der Wirt selber gewesen war! Die Chinesen werden bei jeder Gelegenheit von den Europäern schlecht gemacht und als Gauner verschrien. Daher dürfen hübsche Züge wie dieser nicht verschwiegen werden.

Das letzte Ziel unseres Ausfluges, der Tempel Pi-yün-sse, ist wohl nächst der großen Mauer die Krone von allem, was wir bisher in China gesehen haben. Durch ein Marmortor mit herrlichen Reliefs blickt man auf den in indischem Stile gehaltenen Marmortempel, der, von immergrünen Bäumen umgeben, am Abhang eines Berges liegt. Zahlreiche andere Tempelbauten, die dazu gehören, sind zwar aus weniger kostbarem Material gebaut, enthalten dafür jedoch um so wertvollere Kunstschätze an Cloisonné, Bronze und wundervollen Schnitzereien.

Wir logierten dort in den schönen, luftigen, aber gänzlich prunklosen Räumen, in denen die Kaiserin-Witwe auf ihren Wallfahrten zu nächtigen pflegt. Ich gewann das Herz des freundlichen Abtes im Sturm dadurch, daß ich ihm meine Brille zur Probe auf die Nase setzte und ihm zugleich einen lehrreichen Einblick in das innere Getriebe meiner Uhr gewährte. Dafür lud er uns in sein Zimmer ein, das von musterhafter Sauberkeit und voll der herrlichsten Kunstschätze war. Er wurde zum Lohn dafür inmitten seines mit duftenden Oleanderbäumen und Lotosblumen geschmückten Tempelhofes photographiert. Glücklicher Alter, der sich in seinem wonnigen Erdenwinkel in süßem Nichtstun auf das Nirwana vorbereitet! . . .

* * *

An seine Schwester.

Shanghai, 8. Okt. 1897.

Meine liebe Weinande!

Nun bin ich Dir ja noch den versprochenen Bericht über unseren letzten Ausflug schuldig. Also los! — Du weißt, daß Herr und Frau v. B. eine kleine Reise in die Mongolei unternommen und uns dabei das Versprechen abgenommen hatten, ihnen auf ihrem Rückwege bis Ch'a-tao entgegenzukommen. So zogen wir denn an dem verabredeten Tage von Ta-chiao-ffe ab, Lilly im Tragstuhl, ich auf einem Maultier. Bis Nan-fo war der Ritt durch die Ebene, abgesehen von kleineren und größeren Dörfern, ziemlich einförmig, so daß wir froh waren, nach fünf vollen Stunden ununterbrochenen Reitens endlich Nan-fo erreicht zu haben. Hier gönnten wir uns eine halbe Stunde Rast, die wir zum Futtern benutzten. Dann ging es wieder weiter, und jetzt änderte sich das Bild, denn nun betraten wir das landschaftlich sehr schöne Tal, durch welches die große chinesisch-russische Handelsstraße von Peking über Kalgan nach Kiachta führt. Hier sahen wir lange Karawanenzüge von meist mit Tee beladenen Kamelen, die meist von Mongolen geführt werden. Bei dem Tore Pa-ta-ling erreichten wir die Paßhöhe (etwa 2000 Fuß), über welche die große Mauer führt. Das war wieder einer der unvergeßlichen Eindrücke unserer an interessanten Eindrücken so reichen Reise! Wie hier in dieser unwirklich rauhen Berglandschaft sich eins dem andern fügt, Natur und Menschenwerk sich zu schaurig-großartiger Harmonie vereinen, ist eigenartig und bewältigend. Von Gipfel zu Gipfel klimmt die gezackte Mauer, unabsehbar weit, um auf einer Strecke von weit über 1000 Kilometern das Reich gegen die Einfälle der wilden Horden des Nordens zu schützen. Ihren Zweck hat sie ja freilich nicht erreicht, denn China ist zu wiederholten Malen von jenen Horden nicht nur überfallen, sondern auch erobert worden; aber dafür ist die Mauer ein Bauwerk von wunderbarer Kühnheit und von einer Größe, die von keinem anderen erreicht wird. Die ganze Szenerie trägt in ihrer schaurig öden Kahllheit und der Rhythmik ihrer zahllosen scharfgezackten Gebirgszüge ein echt balladenhaftes Gepräge.

Endlich kamen wir nach einem Ritt von weiteren fünfsechsviertel Stunden in Ch'a-tao an, wo wir mit Herrn und Frau v. P. ein frohes Wiedersehen feierten. Wir logierten dort in einem sehr netten und sauberen chinesischen Gasthose. Am nächsten Morgen ritten wir nach Nan-f'ou zurück, machten jedoch zweimal längere Station: zuerst an der Mauer, die wir erklimmen; sie ist so breit, daß auf ihr bequem zwei Zweispänner nebeneinander fahren könnten. Natürlich wurde fleißig photographiert, und hinterdrein frühstückten wir unter freiem Himmel am Fuße der Mauer. Dann machten wir noch einmal Halt bei Kiu-yung-kuan, wo Frau v. P. malte. Unsere Maultiere mit dem Gepäck, Koch und Boys schickten wir nach Nan-f'ou voraus und ritten selbst erst nach eineinhalb Stunden weiter. Kaum hatte ich dann später mein Maultier bestiegen, als es auch sofort mit mir durchging: es sehnte sich offenbar nach seinen lieben Angehörigen. Da half kein Zureden: offenbar verstand es mein Chinesisch nicht, auch waren mir die Laute damals noch unbekannt, durch die man Maultiere zum Stehen bringt, denn unser heimatliches „Prrr“ hat hier wie alles die entgegengesetzte Bedeutung. So gab ich denn als der Klügere nach, und in tausendem Galopp ging es weiter bis Nan-f'ou, wo das Tier dann auch gleich den Gasthof herausfand, wo die Seinen eingelehrt waren. Ich war ganz zufrieden mit meiner Husarenleistung und fühlte mich reif für den Zirkus.

Am Morgen brach ich mit Frau v. P. und Lilly nach den Ming-Gräbern auf, während Herr v. P. nach Peking zurückritt. Diese Gräber sind kolossale Tempelbauten, eines wie das andere, und leider fast alle in ganz deplorablen Zustande. Grandios ist aber die Anlage des Ganzen. Es ist ein halbkreisförmiges Tal, amphitheatralisch von mäßig hohen kahlen Bergen umrahmt, an deren Fuße die Grabstätten liegen. Die Größenverhältnisse sind so kolossal, daß die Gräber, dreizehn an der Zahl, ungefähr je einen Kilometer voneinander entfernt sind; eine mehrere Kilometer lange Straße führt in dieses Tal des Todes, die mit prachtvollen Marmortoren mit schönen Reliefs geschmückt ist, und zu beiden Seiten desselben sind überlebensgroße Marmorstatuen von Mandarinen, Pferden, Kamelen, Elefanten und allerhand Fabeltieren aufgestellt. Es fiel uns auf, daß einer der Elefanten mit zahllosen kleinen Steinchen bedeckt war, und daß unsere Kulis und Boys ebenfalls damit beschäftigt waren, ihn mit Steinen zu bombardieren. Ich fragte also unseren Boy, was der tiefere Sinn dieser Zeremonie sei, worauf er mir im reinsten Pidgin-english antwortete: „Suppose wantchee catchee baby“. Das war also des Pudels Kern, und daraufhin beteiligten wir uns natürlich auch daran. Hinterdrein konnten Lilly und Frau v. P. sich nicht darüber einigen, wieviel jede von ihnen „geworfen“ hatte. Ich finde, man darf weder Störchen, noch Elefanten vortreiben. Übrigens machte ich meinen Boy etwas stutzig, indem ich ihm zu bedenken gab: „But suppose catchee little elephants?“

Von den Ming-Gräbern, wo abermals viel gemalt und photographiert wurde, ging es am nächsten Tage nach T'ang-shan, wo genächtigt wurde, und

von dort nach dem einzig schönen Tempel Pi-yün-sse, der landschaftlich und architektonisch zu dem Schönsten gehört, was wir überhaupt an Tempelbauten gesehen haben. Von Pi-yün-sse ging es dann nach Peking zurück.

(Weitere Briefe folgen)



Das Glück des Hauses Rottland

Roman

Von Julius K. Haarhaus

X.

Merge gab sich als Schülerin wirklich redliche Mühe. Jeden Morgen, wenn ihr Gatte schon draußen auf dem Felde oder im Stall und Scheune tätig war, oder wenn die Gubernatorin noch schlief, fand sie sich bei der Priorin ein und buchstabierte mit heißen Wangen aus einem alten Bande der Frankfurter Relationen den „Wider-Abzug des Königs in Polen aus der Stadt Danzig“ oder den „Feldzug des Fürsten in Siebenbürgen, Herrn Georgii Ragozy, ins Königreich Polen“.

Schwester Felicitas sprach und schrieb ihr jedes Wort vor und hatte die Genugtuung, daß sich ihre Methode aufs beste bewährte. Seltsamerweise fand die jung Frau das Schreiben leichter als das Lesen, und wenn sich in ihrer ungelentken Hand der Gänsekiel auch manchmal etwas widerspenstig zeigte, so gelang es ihr doch, sich die Schriftzeichen schneller und fester einzuprägen als die verschnörkelten Druckbuchstaben.

„Glaubt Ihr, daß ich bald einen Brief zustande bringe?“ fragte sie eines Tages ihre Lehrerin.

„Wenn du weiter so fleißig bist, wird es nicht mehr lange dauern,“ meinte die geistliche Dame, glücklich über Mergens Eifer.

„Ach, das wäre herrlich! Ihr könnt Euch gar nicht vorstellen, wie ich mich darauf freue,“ sagte die junge Frau mit strahlenden Augen.

„Du möchtest wohl deinem Manne zum neuen Jahr eine lettre de félicitation, will sagen: einen Gratulationsbrief schreiben?“

„Ja — das wohl auch,“ antwortete Merge etwas gedehnt, „aber die Hauptsache ist doch, daß ich bald einen richtigen Brief schreiben kann.“

„Und an wen möchtest du so einen richtigen Brief schreiben?“

„An den Mathias zu Wachendorf.“

Sie sagte es ein wenig unsicher, und ihre Unsicherheit wuchs, als sie die Augen ihrer Lehrerin mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens auf sich gerichtet sah.

„So, so, also ein billet an den neveu! Und was willst du ihm mitteilen?“

Merge errötete bis zu den Schläfen. aber sie sagte sich ein Herz und sagte fest: